

Nr. 178. **Bromberg, den 5. August 1930.**

Das Gift.

Roman von **William le Queux.**

Alle Rechte durch Grete v. Urbanitzky, Wien.
Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

10. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

„Ich habe gar kein Verlangen, Sie daran zu erinnern," erklärte ihr Gastfreund. „Wir kamen doch damals überein, daß Schweigen gegen Schweigen stehen sollte, und wir haben bisher auch das Abkommen eingehalten. Sie haben Jack Cullerton geheiratet und sind glücklich, nur ist Ihr Gatte ein Spieler — und von dieser Leidenschaft muß er geheilt werden."

„Ich weiß es," stieß sie hastig hervor. „Doch vorhin versprachen Sie mir, mir etwas über Gabriele zu erzählen — ich muß sie sehen. Sie scheint verschwunden zu sein — wo ist sie denn jetzt?"

„In London, glaube ich."

„In London? Als Sie aber unlängst von ihr sprachen, erklärten Sie, sie sei in Turin und befände sich auf dem Wege hierher nach Florenz?"

Oswald De Gex lachte leicht auf.

„Gewiß, sie kam auch vor einigen Tagen nach Florenz, ist aber wieder nach London zurückgekehrt. Warum wollen Sie sie denn so gerne sehen?"

„Ich will mit ihr über eine Sache sprechen, die Jack und mich betrifft," gab Frau Cullerton zur Antwort.

„Darf ich es nicht erfahren?" fragte De Gex.

„Es ist eine rein private Angelegenheit."

Aus dem nun folgenden Gespräche schloß ich, daß es dem Millionär nicht angenehm gewesen wäre, wenn sie mit Gabriele zusammengetroffen wäre. Plante er vielleicht deshalb einen Anschlag gegen sie, um dieses Zusammentreffen zu verhindern?

Ich mußte an die Glaskapsel denken, die er in der Tasche trug und die ihm der schurkische Italiener mit der Warnung übergeben hatte, sie nicht zu verwenden, da er sein eigenes Leben gefährden könnte.

Meine Wachsamkeit hatte Früchte getragen. Ich hatte von De Gex' eigenen Lippen gehört, daß man mir eine neue Falle zu legen beabsichtigte und daß das Mädchen der Köder dafür sein sollte. Ferner hatte ich erfahren, daß der hübschen kleinen Frau in dem kostbaren Hermelinpelz, mit der er jetzt so freundschaftlich plauderte, früher oder später ein Unheil zustoßen sollte. Nun wußte ich auch, wer sie war, und meine Pflicht war es, sie vor dem zu warnen, was ihr bevorstand.

Der Millionär sprach ungefähr eine Viertelstunde lang mit Dorothy Cullerton, dann kehrten sie in die Villa zurück, während ich mich in der Dunkelheit wieder zurück zu dem Tore schlich. Als ich aber dort anlangte, fand ich, daß Moroni es versperrt hatte; ich war daher gezwungen, über das Gittertor zu klettern, und so gelangte ich schließlich wieder auf den Weg hinaus.

Mitternacht war längst vorbei, als ich wieder in Fiesole war, doch ich fand noch einen Wagen und fuhr nach Florenz zurück, in ernste Gedanken versunken.

Am folgenden Tage kaufte ich mir eine englische Zeitung, die allwöchentlich eine Liste der Fremden veröffentlicht, und ersah aus ihr, daß Herr und Frau Cullerton in der Villa Tassi in Montaguto wohnten, ungefähr drei Meilen außerhalb der Porta Romana. So stieg ich also in der Piazza della Signorina in die Dampftramway und fuhr bis in das kleine Dörfchen Galluzzo im Val d'Ema. Nachdem ich den Bach überquert hatte, stieg ich den Hügel von Montaguto hinan und hatte bald die nette, kleine Villa gefunden, die, wie so viele andere, über die Saison an wohlhabende Fremde vermietet wurde. Als ich an ihr vorüberging, bemerkte ich, daß sie gut gepflegt war; im Garten blühten trotz des Winters die Blumen, und in der Garage stand ein leichtes Auto, das eben von einem englischen Chauffeur gereinigt wurde.

Gern hätte ich irgend eine Ursache gefunden, um bei Frau Cullerton vorzusprechen, doch ich fand keine. Deshalb kehrte ich nach Florenz zurück und dachte über eine neue Taktik nach. Den Nachmittag verbrachte ich mit der Einholung von Auskünften über die Cullertons und brachte in Erfahrung, daß sie gute Freunde des französischen Konsuls Monsieur Rameil, waren. Bald gelang es mir auch, mit dem Konsul bekannt zu werden, und schon drei Tage später erhielt ich von seiner Frau eine Einladung zum Tee. Selbstverständlich ging ich hin und sah zu meiner Freude, daß Frau Cullerton ebenfalls anwesend war.

Kurz bevor ich die Gesellschaft verließ, stellte mich Madame Rameil der Dame vor. Wir plauderten gegen zehn Minuten lang miteinander, sie fragte mich, wo ich wohne und wie lange ich in Florenz zu bleiben gedenke und gab der Hoffnung Ausdruck, daß wir uns bald irgendwo treffen würden. Dann ging ich. — Mehrere Tage vergingen, während welcher ich in den Straßen nach der Begleiterin Doktor Moronis Ausschau hielt — doch ohne Erfolg. Vielleicht war sie wirklich nach London zurückgekehrt, wie De Gex behauptet hatte.

Als ich eines Nachmittags wieder durch die Stadt schlenderte, traf ich zufällig Frau Cullerton in der Via Tornabuoni. Ich blieb stehen und zog grüßend meinen Hut.

Sie erkannte mich gleich und ich ging ein Stück mit ihr bis zu ihrem Auto, das auf der Piazza Santa Trinita auf sie wartete. Vor dem Einsteigen versprach sie mir noch, mir eine Einladung zu einer Unterhaltung zu schicken, die sie am kommenden Donnerstag in ihrer Villa geben wollte.

Als wir uns getrennt hatten, fiel mir ein, daß De Gex vielleicht auch hinkommen könnte — er durfte mich dort nicht sehen. Ich wandte mich an Robertson, erfuhr jedoch von ihm, daß sein Herr am Donnerstag früh mit seiner Jacht eine Vergnügungsfahrt nach Algier unternehmen wolle.

So nahm ich denn die Einladung an und fand in der Villa eine Reihe von Personen vor, die ich schon beim französischen Konsul getroffen hatte. Nachdem mich Frau Cullerton ihrem Gatten vorgestellt hatte, fand ich Gelegenheit länger mit ihr zu sprechen.

Wie zufällig kam ich auf die Villa Clementini und deren Besitzer zu sprechen.

„Kennen Sie ihn?" fragte sie. „Es ist ein so lieber, netter Mensch."

„Ich bin einmal mit ihm zusammengetroffen", gab ich möglichst gleichgültig zur Antwort. „Wie man behauptet, soll er aber ziemlich exzentrisch sein?"

„Das sagen seine Feinde", erwiderte sie, „doch seine Freunde sind voll des Lobes über ihn. Er ist der reizendste und freigebigste Mensch und sein Reichtum erlaubt es ihm, den Wohltäter zu spielen. Man sagt, er könnte niemand abweisen, der mit der Bitte um Hilfe zu ihm komme."

„Wie ich sehe, zählen Sie zu seinen Freunden, Frau Cullerton!" sagte ich lachend.

„Allerdings."

„Dann wird es Sie wohl sehr überraschen, wenn ich Ihnen im strengsten Vertrauen mitteile, daß er nicht Ihr Freund, sondern im Gegenteil Ihr erbittertster Feind ist", erklärte ich mit leiser Stimme und sah ihr dabei tief in die Augen.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Garfield", erwiderte sie ebenso leise.

„Eines Tages werde ich Ihnen das erklären — wenn wir einmal allein sind."

„Wann wird das sein?" flüsterte sie mir zu, denn eben trat Madame Ramcil zu uns.

„Zu welcher Zeit immer Sie bestimmen", antwortete ich. „Nur muß ich bitten, vollkommenes Schweigen zu bewahren."

„Das verspreche ich Ihnen", erklärte die hübsche, junge Frau. „Also morgen — ich bin um drei Uhr allein zu Hause." Dann reichte sie mir ihre Hand und setzte laut hinzu:

„Leben Sie wohl, Herr Garfield, — es tut mir leid, daß Sie schon so zeitig fort müssen!"

Neuntes Kapitel

Eine offene Aussprache.

Punkt drei Uhr des folgenden Nachmittags führte mich die dralle italienische Zofe in den Salon der Frau Cullerton. Von den hohen Fenstern aus genoß man einen herrlichen Ausblick auf das grüne Tal der Ema und darüber hinweg auf das Kloster Certosa, eine wuchtigen mittelalterlichen Bau, der eher einer Festung glich und sich trotzig von der Apenninenkette im Hintergrund abhob.

Gleich darauf trat die junge Frau ein und begrüßte mich, nachdem sie die Türe geschlossen hatte.

„Es ist wirklich nett von Ihnen, Herr Garfield, daß Sie sich diesen weiten Weg hier heraus gemacht haben. Bitte, nehmen Sie Platz. Ich bin schon sehr gespannt darauf, was Sie mir über Herrn De Gex zu sagen haben. Wie Sie vielleicht wissen werden, ist er mit seiner Jacht weggefahren."

Ich setzte mich und nahm eine von den Zigaretten, die sie mir anbot. Auch sie nahm sich eine und nachdem ich ihr Feuer gereicht hatte, begann ich:

„Ich weiß wirklich nicht, wie ich anfangen soll — ich hielt es aber für meine Pflicht, mit Ihnen zu sprechen. Ich muß eingestehen, daß ich mich seit einigen Tagen darum bemühte, von Ihnen eingeladen zu werden und eine Gelegenheit zu finden, mit Ihnen allein zu sprechen."

„Das habe ich schon aus Ihrem Verhalten in der Villa Tornabuoni ersehen, daß Sie mich gern besuchen würden", bemerkte sie mit einem reizenden Lächeln.

„Gewiß — um Sie zu warnen", setzte ich ernst hinzu.

„Um mich zu warnen? Wovor?"

Ich zauderte mit der Antwort, denn es war unmöglich, ihr gegenüber ganz offen zu sein. Sie hörte mich vielleicht an und erzählte dann alles De Gex, denn sie war seine Freundin, oder sie würde meine Erzählung als bloße Erfindung ansehen. Ich beschloß daher, das Geheimnis in der Stretton Street bei mir zu behalten.

Ich sah ihr ins Gesicht und antwortete:

„Ich bin gekommen, um Sie vor einer großen Gefahr zu warnen."

„Sie setzen mich in Unruhe", sagte sie argwöhnisch. „In welcher Gefahr sollte ich mich denn befinden?"

„Entweder Sie sind im Besitze irgendwelcher Kenntnisse über De Gex oder Sie stehen seinen ehrgeizigen Bestrebungen im Wege."

Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich — ich sah, daß ich das Richtige vermutet hatte. Nervös zupfte ihre schlanke Hand an ihrem Kleide.

„Kenntnisse bezüglich De Gex?" wiederholte sie erstaunt. „Wer hat Ihnen das gesagt?" setzte sie erbleichend hinzu.

„Gesagt hat es mir niemand, aber ich weiß es, gnädige Frau", gab ich zur Antwort. „Ich weiß, daß De Gex Sie als seine erbittertste Feindin betrachtet, obwohl er Ihrem Gemahle aus einer finanziellen Klemme hilft und sich für Ihren Freund ausgibt."

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, Herr Garfield — was Sie da sagen, ist so sonderbar!"

„Ich weiß, es klingt sonderbar", warf ich ein. „Doch sagen Sie mir vor allem, ob Sie einen gewissen Doktor Moroni kennen, der in der Via Cavezzo wohnt?"

„Gewiß, er ist der Arzt von De Gex und dessen Familie. Ich lernte ihn vor ungefähr einem Jahre in London kennen, De Gex hält sehr viel auf ihn."

„Sie kennen ihn also?"

„Ja, als er in London war, kam er einigemale zu uns in die Fitzjohns Avenue."

„Kennt ihn Ihr Gatte auch?" fragte ich. „Bitte, sagen Sie mir die Wahrheit!"

„Nein, soviel ich weiß, kennt Jack ihn nicht."

Ich schwieg einige Sekunden — hatte ich doch etwas festgestellt, was ich schon längst vermutet hatte.

„Wahrscheinlich kam er immer zu einer Zeit, wo Ihr Gatte nicht zu Hause war?"

„Ja."

„Nun sagen Sie mir, haben Sie nach einem Besuche des Doktor Moroni eine Übelkeit verspürt?"

„Eine Übelkeit? Nein! Doch weshalb fragen Sie so merkwürdig?"

„Ich habe meine Gründe dafür, gnädige Frau. Vergessen Sie nicht, daß ich als Freund zu Ihnen komme."

„Doch dies ist alles so seltsam", sagte sie mit einem nervösen Lachen. „Weshalb soll ich mich in Gefahr befinden?"

„Weil Sie etwas wissen, was De Gex schaden kann", erwiderte ich. „Verzeihen Sie, wenn ich noch eine Frage an Sie richte: Kennen Sie ein Mädchen namens Gabriele Engledue?"

„Gabriele Engledue?" wiederholte sie. „Nein, der Name ist mir fremd. Ich kenne nur eine gewisse Gabriele Tennison, eine alte Schulkameradin von mir."

„Ein schlankes Mädchen mit dunklem Haar?"

„Ja, sie ist ziemlich schlank und hat dunkles Haar."

„Ist sie nicht De Gex' Nichte?" fragte ich rasch.

„Er hat doch keine Nichte, außer Lady Shalford, die ich ebenfalls kenne."

„Wo ist Gabriele Tennison jetzt?"

„In London, glaube ich."

„Sind Sie dessen gewiß, daß sie nicht hier in Florenz ist?"

„Herr De Gex sagte mir, daß sie auf einige Tage nach Florenz gekommen sei —"

„Um ihn zu besuchen, nicht?"

„Ich glaube — doch sie ist schon wieder nach London zurückgekehrt."

„Kennen Sie ihre Londoner Adresse?" fragte ich gespannt. „Ich ersuche Sie in unserem beiderseitigen Interesse darum."

„Ja, sie lebt mit ihrer Mutter in einem kleinen Hause in der Longridge Road — die Nummer habe ich vergessen — doch die können Sie leicht herausfinden."

„Hält sie sich jetzt dort auf?"

„Ich denke schon — das heißt, falls mir De Gex die Wahrheit gesagt hat."

„Sagt er denn überhaupt jemals die Wahrheit? Bedenken Sie doch nur, daß er trotzdem Ihr Feind ist, obwohl er sich für einen Freund Ihres Mannes ausgibt. Er fürchtet Sie — doch warum nur?"

Sie zögerte mit der Antwort und ich sah, daß meine Frage sie sehr verwirrte.

Ich sah der hübschen Frau ins Gesicht.

„Wahrscheinlich vermutet er, daß ich gewisse Dinge weiß", sagte sie dann leise. „Jack gegenüber erwies er sich aber zu wiederholten Malen sehr gütig, er war es, der es verhinderte, daß mein Mann auf der Börse als zahlungsunfähig erklärt wurde, deshalb kann ich ihm nur dankbar sein."

(Fortsetzung folgt)

Erdbeben und Goldgräberei.

Der Wirklichkeit nacherzählt von **Otto König.**

Die Unterhaltung in der abendlichen Herrenrunde stand unter dem Eindruck des Erdbebens in Italien. „Es ist doch beschämend für unsere Zeit, die sich mit ihrem technischen Können brüstet, daß sie solche Katastrophen nicht abzuwenden oder wenigstens vorauszusagen versteht!“ meinte einer aus der Runde.

„Sie verlangen ein wenig viel von Technik und Wissenschaft“, antwortete ein Vielgewanderter. „Und doch haben Sie nicht ganz unrecht, denn uns Menschen fehlt in dieser Beziehung ein Instinkt, der in solchen Lagen die Tiere warnt und dem ich selbst einst mein Leben verdankte.

Es ist schon lange her, da brachte mich ein alter Goldgräber auf den Einfall, die überlaufenen Felder in Alaska zu verlassen und mein Glück in den chilenischen Anden zu versuchen. Auf einen Kameraden verzichtete ich hierbei, denn das Gold ist selbst der besten Freundschaft nicht zuträglich. So zog ich allein mit zwei Packtieren ins Innere, der argentinischen Grenze zu, wo mein Gewährsmann Gold gefunden haben wollte. Eines Abends schossen aus einem Indianerdorf ein paar struppige Köter kläffend auf mich zu. Sie schienen nicht viel zu fressen zu bekommen, und besonders einem unter ihnen sah der Hunger derart aus den Augen, daß ich ihm einen Zwieback zuwarf. Mitleid war dem Tier wohl völlig unbekannt, denn es starrte mich beim Kauen verwundert an, zögerte einen Augenblick und trottete dann kurz entschlossen hinter mir her. Als ich mein Lager für die Nacht aufschlug, setzte sich der Hund zutraulich zu mir ans Feuer. Ich hatte gegen die Nachbarschaft nichts einzuwenden, denn nachgerade fühlte ich mich doch ein wenig einsam neben meinen gleichgültigen Packtieren. Eines Nachts hatte ich sogar allen Grund, dem Schicksal für meinen Reisegefährten dankbar zu sein, denn seine Wachsamkeit schützte mich vor dem Überfall eines Pumas. So wurden wir beide gute Freunde.

Nach einmonatiger Fahrt stieß ich in einem Flußbett auf Goldsand. Ich verfolgte die Spur stromaufwärts und kam in ein enges Tal, wo ich an einer Bergwand eine Quarzader im Porphyr fand. Deshalb schlug ich am Fuß des Felsens mein Lager auf und kletterte am Steilhang hinauf, Packtiere, Vorräte und mein sonstiges Eigentum ließ ich im Tal. Ich nahm nur das nötigste Werkzeug mit. Dazu gehörte ein kleiner Gesteinsbohrer, ein zwanzig Meter langes Seil zur Sicherung bei der Arbeit an Felswänden, ein Geologenhammer, eine dünne Leine mit Bleiloten, ein Aluminiumtopf, ein schwerer Revolver und ein paar Schachteln Streichhölzer. In einem Brotbeutel führte ich außerdem zur Sicherheit meine bisherige Goldausbeute bei mir. Mein Hund hatte keine Lust, im Lager zu bleiben, und kletterte hinter mir her.

Wir waren am Steilhang zwei- oder dreihundert Meter weit hochgekommen, als der Hund unruhig wurde und ein eigenartiges Gebaren an den Tag legte. Er schnappte nach meinen Gamaschen, blieb stehen, heulte, holte mich ein, faßte mich wieder an die Beine und schien mich am weiteren Klettern verhindern zu wollen. Ich wußte keine andere Erklärung als die: Er war toll geworden. Und doch las ich wieder aus seinen weit geöffneten Augen, aus seinem Zittern das klare Bewußtsein einer Gefahr. Ich konnte mir nur nicht denken, was ihn so ängstigte und jagte ihn zurück. Er heulte jämmerlich.

Plötzlich fühlte ich, daß eine Veränderung in der Natur vor sich gegangen war. Tödliche Stille lastete über dem Tal. Nicht ein Blatt bewegte sich. Die Luft schien schwer. Alles Tierleben war verstummt.

Dann aber rührte es sich im Gestein über mir. Ein Windstoß schlug mir von oben ins Gesicht. In den Felsen knackte es. Ich hatte keine Zeit, mir darüber Gedanken zu machen, was über mir vor sich ging, denn plötzlich stürzte sich der Hund mit wütendem Kläffen auf mich, biß nach meinen Beinen und jagte mich wie besessen quer über den Hang. Ich habe eine schwache Erinnerung, als ob ich einen Augenblick daran dachte, das Tier nieder zu schlagen. Doch ich weiß nur mit Bestimmtheit, daß ich über mir ein Prasseln und Krachen hörte, als stürze der Berg zusammen. Dann schwankte das Gestein unter meinen Füßen. Ein paar Meter vor mir sah ich eine kahle Felsplatte, die von einer überhängenden Wand überragt wurde.

Ich erreichte sie in dem Augenblick, da hinter mir der Hang barst und donnernd ins Tal absackte. Das Echo der stürzenden Felsen dröhnte dutzendfach von den steilen Wänden wider. Eine Staubwolke puffte hoch und lag sekundenlang über der Zerstörung. Dann verflog sie, und wo vorher Gestrüpp und niedere Bäume gestanden hatten, leuchtete die frische Wunde im Porphyr. Hunderte von Metern unter mir deckten die Trümmer, die ein Erdbeben ins Tal geworfen hatte — als ich nach Wochen an die Küste kam, erfuhr ich von den Verwüstungen, die es anrichtete — den Hund, meinen Lebensretter, und mein Lager.

Es dauerte eine Zeitlang, bis ich fähig war, meine Lage zu übersehen. Sie schien verzweifelt. Ein Zurück über die neu entstandene senkrechte Wand gab es nicht. Auf der anderen Seite endete die Platte ebenfalls im Leeren. Über mir ragte der Berg unersteigbar. Ich kroch an den Rand des Vorsprungs. Vierzig Meter glatter Wand trennten mich von einem schmalen Band, das ins Tal führte. Und dann entdeckte ich in einer Höhlung unmittelbar neben mir ein Kondornest. Zwei Junge hockten darin und schienen keine Angst vor mir zu haben.

Kurz bevor die Nacht hereinbrach, fiel der Muttervogel mit Atzung ein. Auch er beachtete mich nicht weiter. Wahrscheinlich hatte er noch nie Bekanntschaft mit Menschen gemacht. Ich kauerte mich gegen die Wand und versuchte zu schlafen. Die Nacht war bitter kalt, und das Bewußtsein meiner verzweifelten Lage schüttelte mich.

Am Morgen fand ich Wasser. Es tropfte den Hang über mir herab und sammelte sich in einer kleinen Mulde. Dann suchte ich an der Wand unter mir nach einer Fluchtmöglichkeit, die ich vielleicht am Tage vorher übersehen hatte. Ich entdeckte wirklich einen verkrüppelten Nadelbaum, der vielleicht zwanzig Meter unter mir aus einer Spalte herauswuchs. Die einzige Rettung war, mit Hilfe des Seiles diesen Baum zu erreichen. Zuerst mußte ich meinen Bohrer in den Rand der Platte treiben, um mein Tau daran festmachen zu können. Nach Stunden ließ mich der Hunger die Arbeit unterbrechen. Der Zufall wollte es, daß in diesem Augenblick der Kondor neue Beute brachte, ein ganz junges Lama, das noch blutete. Wie ein Wahnsinniger stürzte ich auf das Nest zu, brüllte und schoß meinen Revolver in die Luft. Erschrocken strich der Vogel ab. Ich riß ein paar Äste aus dem Nest, und kurze Zeit darauf kochte ein Stück Fleisch in meinem Aluminiumtopf.

Das Gefühl der Sättigung gab mir neuen Lebensmut. Ich arbeitete fieberhaft. Endlich saß mein Bohrer fest genug, um mich tragen zu können. Dann legte ich die Seilschlaufe über das herausragende Ende des Stahls, band den Geologenhammer mit einem Stück Bindfaden aufrecht am Bohrer fest, so daß er über diesen hinausstand, knüpfte die dünne Schnur an die Schlinge und ließ sie über das Eisen des Hammers hinweg die Wand hinunterfallen. Zog ich von unten daran, so sollte das Seil vom Bohrer abgestreift werden.

Ich hatte Glück. Das Seil reichte gerade bis zum Zwergbaum und als ich diesen erreicht hatte, fiel es auf den ersten Ruck an der Schnur. Ein paar Wurzeln platzten zwar dabei, doch der Stamm trug mich, und eine endlos scheinende Viertelstunde später erreichte ich am baumelnden Tau das schmale Band, das einen mühevollen Abstieg ins Tal ermöglichte.

Von Hund und Lager fand ich keine Spur mehr. Aller Vorräte entblößt, mußte ich dem Schicksal danken, das mir einen freundlichen Indio in den Weg führte. Zwei Wochen später erreichte ich mit seiner Hilfe die Transandenbahn.“

Wenn du einmal dein Herz verschenkst.

Skizze von **Hans Fresenius.**

Die Schar der nur aus gesellschaftlichen Rücksichten Geladenen war gegangen. Jetzt saß der Hausherr mit einigen guten Freunden im gemütlichen Zechwinkel. Der Diener hatte sachkundig einen alten Burgunder in den Korb gelegt und noch zwei weitere Flaschen bereitgestellt. Bald beherrschte das Thema die Unterhaltung, das immer angeschnitten wird, wenn Männer frohgestimmt beisammen sitzen: Frauen und Liebe. Der eine gab dies, der andere jenes,

Erlebnis zum besten, alle aber kleideten ihre Erzählungen, dem Beispiel des altenGenerals folgend, in den Schimmer jener Romantik, die, aus der Achtung vor dem Weib und der Ehrfurcht vor der Liebe geboren, die mit diesem Himmelsgeschenk Bedachten in ihm weniger die sinnliche Freude als vielmehr die „Minne", den Frauendienst erblicken läßt. Ein Vetter des Hausherrn, ein Junggeselle von etwa fünfzig Jahren, der in einer anderen Stadt beheimatet war, erhielt das Wort:

Ich will Ihnen erzählen, wie mir einmal von schöner Hand ein Korb geflochten wurde, noch ehe ich um sie angehalten hatte. Es ist der niedlichste, den ich je bekommen, denn es fehlt ihm, jetzt aus der Entfernung betrachtet, nicht an Humor. Alter schützt vor Torheit nicht, und so bin ich wie der bekannte Esel auch noch einmal zum Tanz aufs Eis gegangen.

Eva war Mitte der Zwanzig und Stenotypistin, Sekretärin oder dergleichen, als ich sie in dieser Eigenschaft kennen lernte, da ich mit ihrem Brotherrn häufig geschäftlich zu tun hatte. Wir freundeten uns an. Ihr ganzes frisches Wesen wirkte wie Sonnenschein. Sie war offen und vertrauend, schien mir über ihr Alter vernünftig und stand fest und selbstsicher im Leben. Hübsch war sie natürlich auch. Wir kamen in einem kleinen Kreise, zu dem auch mein Freund Kurt Wehner gehörte, häufig zusammen, bei Bier oder gelegentlich auch einmal bei einer Bowle.

Sie können es sich ja denken: Aus der Freundschaft, von mir anfangs ehrlich onkelhaft gemeint, wurde mehr, jedenfalls auf meiner Seite. Ich wollte es mir lange nicht eingestehen, bis ich schließlich zu bemerken glaubte, daß auch Evas Augen in mir etwas anderes sahen als nur den Freund und Onkel. Da erwuchs mir ein Hoffen und Wünschen, gegen das ich vergeblich den Verstand des „alten Mannes" ins Treffen führte.

Aber etwas anderes hielt mich damals davon ab, an Eva die entscheidende Frage zu richten. Der kleine Kreis, von dem ich sprach, war zum Kleeblatt geworden: Eva, Kurt und ich.

Da mußte ich bemerken, daß Kurts Beziehungen zu Eva denen zwischen ihr und mir sehr ähnlich wurden. Beim Freund fand ich das begreiflich — wie konnte man sich in Eva nicht verlieben! — so sehr mich auch die Erkenntnis schmerzte. Später hat er mir übrigens auf Freundeswort versichert, daß er nie daran gedacht habe, mich bei Eva auszustechen.

Von dieser weiß ich heute noch nicht, wem von uns beiden sie mehr zuneigte, ob ferner ihr Gebaren der Berechnung entsprang, zwei Eisen im Feuer zu haben, oder lediglich der spielerischen, z. T. wohl auch unbewußten Lust am Erfolg im Liebeskrieg. Sie jedenfalls fühlte sich von uns beiden umworben, wie ein Ereignis zeigte, das allerdings erst eintrat, nachdem sie sich innerlich schon einem Dritten zugewandt hatte.

Wir saßen an einem schönen Sommerabend zu dreien auf der Terrasse des „Hauses am See" bei einer Pfirsichbowle, aber die unbefangene Fröhlichkeit von früher wollte sich nicht einstellen. Eva schien schon seit einiger Zeit verändert, nicht mehr so offen wie einst. Sie erzählte wortreich von einer kürzlich beendeten Reise, vermied aber alles Persönliche, ihre Gedanken weilten anscheinend bei ganz anderen Dingen. Es war, alles in allem, recht ungemütlich.

Was tut ein Mann in solcher Lage? Er schaut ins Glas. Wir waren Männer. Bacchus ließ uns nicht im Stich. Die Spannung, die über uns lag, begann zu weichen. Ich wurde kühner in meinen Huldigungen, wohl in dem Gefühl, den unerquicklichen Zustand durch eine klare Frage, die klare Antwort erheischte, beenden zu sollen. Da spielte die Musik den damals neuen Schlager „Wenn du einmal dein Herz verschenkst". Ich summte, Eva bedeutungsvoll anblickend, den Text mit; auch Kurt fiel ein. Am Seeufer paddelte ein Faltboot vorüber und machte, unseren Blicken verborgen, fest. Eva hatte es bemerkt und wurde ernst, aber, als die Musik geendet, huschte ein geheimnisvolles Lächeln über ihr Gesicht:

„Mein Herz soll ich euch schenken? Euch beiden? Dann muß ich es ja teilen. — Hier!" Damit nahm sie ein Waffelherz von der Schale, brach es sauber mitten durch und legte vor jeden von uns eine Hälfte auf den Tisch. „Ein anderes habe ich nicht...", und leise, kaum hörbar, „... mehr."

War das Ernst, war es Scherz? Keiner von uns beiden fand schnell ein Wort, ein befreiendes Lachen. Da gab uns Eva selbst die Antwort auf die unausgesprochene Frage. Sie erhob sich: „Ich muß jetzt gehen. Habt Dank für alles! Lebt wohl!"

Sie reichte jedem eine Hand. Ich wollte sie halten, dann begleiten.

„Bitte, laßt mich allein gehen!" Damit wandte sie sich kurz ab, schritt die Stufen hinab, ging die zehn, fünfzehn Meter zum Seeufer. Ich wollte ihr nacheilen, aber Kurt hielt mich fest: „Laß sie." Und schon hörte ich den halblauten Ruf: „Ernst?" Und die Antwort: „Hier, Eva!"

Kurz darauf glitt ein Paddelboot mit zwei Insassen durch den Lichtschein der Lampen ins Dunkel. Es fehlte nur noch, daß die Musik die „Barkarole" spielte. — —

Es war verdammt bitter damals. Hatte ich einen solchen Abschied verdient? Doch ich kam darüber hinweg. Zuerst half mir der Humor, der, im Grunde genommen, der Begebenheit anhaftete. Und dann — kann man überhaupt rechten mit der Frau, die man liebt?

 **Bunte Chronik** 

* **Die Nacht des Sternenfestes.** In jedem japanischen Hause, wo ein Kind ist, wird in der Nacht des Sternenfestes, der malerischsten aller japanischen Feiern, das alte Märchen von der Prinzessin und dem Hirtenknaben erzählt. In dieser Nacht „Tanabata Matsuri" treffen sich am Himmel die Sterne der Liebe, ein Symbol der Vereinigung der Prinzessin und ihres Geliebten. Die Buddhisten glauben, daß in dieser Nacht, dem siebenten Abend des siebenten Monats des alten Mondkalenders, sich die Sterne Veda und Altair auch Shekujo (Prinzessin), und Keugyu (Hirtenknabe) genannt, das einzige Mal während des ganzen Jahres treffen. Die Fabel erzählt, daß die Prinzessin und der Hirtenknabe heimlich verheiratet waren, daß aber die Mutter der Prinzessin ihrer Tochter verbot, in des Hirten lieblicher Hütte zu wohnen. In einer Nacht jedoch ist es den Liebenden erlaubt, sich am Ende des Amanogawa der Milchstraße zu treffen, und ewige Liebesgelübde zu tauschen. Kinder des ganzen Landes Japan versammeln sich in den Gärten ihrer Häuser, wo Bambuswände mit Papier geschmückt, aufgestellt und kleine Altäre errichtet werden. Auf diesen Altären werden Opfer von Lebensmitteln für die „Sterne der Liebe" aufgestellt. Diese Altäre zu schmücken und die Opfergaben vorzubereiten, macht den japanischen Kindern ebensoviel Freude und Vergnügen wie den Kindern des Westens das Schmücken des Christbaumes.

* **Die glückliche Insel.** Tristan da Kunia heißt eine einsame Insel im südlichen Teil des Atlantischen Ozeans. Der englische Missionar Philipp Laindsey ist, nach dreijährigem Aufenthalt auf dieser Insel, in Buenos Aires eingetroffen und nannte im Gespräch mit dortigen Journalisten diese kleine verlorene Insel den glücklichsten Ort auf Erden. Die Insel zählt 175 Einwohner, die von der übrigen Welt gänzlich abgeschnitten sind. Nur vom Hören wissen sie, daß in der großen Welt elektrisch Licht, Flugzeuge und Automobile vorhanden sind. Sie beschäftigen sich mit Landwirtschaft und Viehzucht. Auf Tristan da Kunia gibt es keine Behörden, kein Geld, kein Gefängnis. Die Geburtenzahl übersteigt die Zahl der Todesfälle, so daß die Bevölkerung der Insel sich allmählich vergrößert. Alle Inselbewohner sind englischer Abstammung. Sie sind alle gesund und kräftig und vertragen leicht solche Entbehrungen, die die Gesundheit eines Mitteleuropäers bestimmt ruiniert hätten. Während der letzten 50 Jahre passierte auf der Insel kein einziges Verbrechen. Die Insel Tristan da Kunia liegt nicht weit von St. Helena, und ihr erster Bewohner war der Korporal William Glas, der der englischen Wache Napoleons angehörte. Zu ihm gesellten sich einige schiffbrüchige Matrosen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.